

Monika Felten

Die Saga von Thale

Folge IX:

Die Rückkehr der Nebelelfen

Roman



Was davor geschah in Folge VIII

Fedon

Unerschrocken reist die Nebelelfe Naemy in die Vergangenheit. Dort wird sie Zeugin des Grauens, das Thale damals heimgesucht hat: Dörfer werden überfallen, Menschen getötet und verschleppt. Aber Naemy muss stark bleiben: Sie darf nicht ins Geschehen eingreifen, da die Vergangenheit durch sie nicht verändert werden darf. Naemy ist hin und her gerissen zwischen ihrem Wunsch, den Völkern von Thale zu helfen und ihrem Wissen, dass ihr Auftrag, den Völkern von Thale zu helfen, bei einem unbedachten Eingreifen unabwendbar scheitern wird. Allen Gefahren zum Trotz versucht sie dennoch, eine Gruppe von Nebelelfen aus dem tobenden Chaos zu befreien und in ein Land jenseits der Berge zu führen – bis die Zeit der Heimkehr gekommen ist.

In den dunkelsten Verliesen der Festungsstadt wurde Anthork, der einstige oberste Druide, von einem seltsamen Traum heimgesucht.

Die Frau, die durch die Nebel des nächtlichen Waldes schritt, war jung, hochgewachsen und trug ein langes fließendes Gewand aus edel schimmerndem Gewebe. Das Gesicht war fein geschnitten und von langen goldenen Haaren eingerahmt.

Gemessenen Schrittes suchte sie sich ihren Weg über den laubbedeckten und mit Farnen bewachsenen Boden und trat lächelnd auf ein kleines Mädchen zu, das verängstigt auf einem verwitterten Baumstamm kauerte. Die Kleine trug nur ein dünnes Nachtgewand und hatte die Arme fröstelnd um den Oberkörper geschlungen. Ihr Gesicht war feucht vom Tau und aus den Haaren lösten sich dicke Wassertropfen, die ihr wie Tränen über das verschmutzte Gesicht liefen. Sie schaute der Frau furchtsam entgegen und öffnete den Mund, doch diese legte ihr beschwörend den Zeigefinger auf die Lippen und mahnte sie zu schweigen. Dann löste sie ein Lederband, das sie um den Hals trug, zog ein Amulett aus ihrem Gewand und reichte es dem Mädchen. An dem Lederband hing ein ungeschliffener orangefarbener Stein von außergewöhnlicher Schönheit. Er war in einen silbernen, kunstvoll verzierten Ring gefasst, auf dessen Oberseite zahlreiche geschwungene Schriftzeichen eingraviert waren. Sie legte dem Mädchen eine Hand unter das Kinn und sah ihm tief in die Augen. Ihre Lippen bewegten sich, doch statt der Worte, die sie zu dem Mädchen sprach, woben sich andere Laute in den seltsamen Traum: »Verzweifelt nicht, denn es gibt Hoffnung«, säuselten liebliche Klänge dem Träumer zu. »In zehn Sommern, wenn To und Yu sich verdunkeln, wird einer das Licht der Welt erblicken, der das Mal der Monde tragen und die unschuldigen Menschenleben rächen wird.«

Dann verschwand das friedliche Bild des nächtlichen Waldes und wich der bedrohlichen Düsternis eines Zeltes. Ein grünes Leuchten erfüllte die Luft und eine eisige, Furcht einflößende Kälte, die nichts Natürliches an sich hatte, streifte den Träumer, dass er im Schlaf erschauerte.

Die Frau, die dem Mädchen das Amulett geschenkt hatte, stand erhobenen Hauptes inmitten des Lichts und blickte auf eine in lange dunkelblaue Gewänder gehüllte Gestalt, die vor ihr auf einem wuchtigen, thronähnlichen Stuhl saß. Bosheit und Hass umgaben die Gestalt, von der weder Gliedmaßen noch Gesicht zu erkennen waren, wie eine greifbare Aura, und der Träumer erzitterte. Das Gefühl, die Frau warnen zu müssen, wurde so unerträglich, dass er ihr zurufen wollte, sie möge fliehen. Doch so sehr er sich auch bemühte, ihm drang kein Laut

über die Lippen. Mit klopfendem Herzen beobachtete er, wie die Frau der finsternen Gestalt einen ebenholzfarbenen Stab reichte. Das obere Ende zierte eine kunstvoll gearbeitete und mit fremdartigen Schriftzeichen versehene silberne Hülle, die von einer goldenen Sonnenscheibe gekrönt wurde, auf der sich eine symbolische Nachbildung der Zwillingssonne To und Yu befand. Sie zeigte die ebenmäßigen Körper der Monde, die sich unter einem sternensäten Himmel küssten.

Der Stab der Weisheit!

»Nein!« Im Traum schrie Anthork entsetzt auf. Verzweifelt versuchte er der Frau mitzuteilen, dass sie im Begriff sei, einen großen Fehler zu begehen, doch der Aufschrei verhallte ungehört. In ohnmächtigem Entsetzen musste er mit ansehen, wie der Stab in den Besitz der finsternen Kreatur gelangte.

Die Frau wandte sich um und wollte das Zelt verlassen, doch auf einen Wink des Dunkelgewandeten hin versperrten ihr zwei Cha-Gurrlin den Weg, und ein hässliches, schadenfrohes Lachen hallte durch den Traum.

Ein letztes Mal wechselte das Bild.

Diesmal befand sich die Frau als Gefangene inmitten einer gewaltigen Kugel, deren phosphoreszierendes Leuchten die Nacht auf einer abgeschiedenen Lichtung erhellte. Doch sie war nicht allein. Eine dunkelhaarige Frau befand sich bei ihr, deren Haltung von tiefem Kummer und Verzweiflung zeugte.

Der Blaugewandete war ebenfalls anwesend. Er stand vor der Kugel, die Arme beschwörend erhoben, und rezitierte einen mächtigen Bannspruch. Aus den Fingerspitzen glitten knisternde Blitze schlangengleich über die äußere Hülle der Kugel und trübten sie, bis die beiden Frauen, die darin gefangen saßen, nicht mehr zu sehen waren. Dann erloschen die züngelnden Lichtstreifen und der Blaugewandete hob die Arme zu einer letzten mächtigen Beschwörung. Die Sprache war dem Druiden fremd, doch er fühlte die Macht, die darin verborgen war, und Angst schnürte ihm die Kehle zu. Er ahnte, dass ihm hier nur die Rolle des Zuschauers zuteilwurde, und schämte sich für seine Unfähigkeit.

Starr vor Entsetzen musste er mit ansehen, wie sich die Kugel über die Lichtung erhob und auf einen gleißenden Streifen zu schwebte, der den Nachthimmel wie ein feuriger Riss spaltete. Wenig später öffnete er sich wie ein gewaltiges brennendes Maul und die Kugel verschwand in der lichtlosen Düsternis des gewaltigen Schlunds.

»Nein!« Erschüttert ließ Anthork den Tränen freien Lauf. Ihm war, als stürzte er in eine bodenlose Schwärze, in der es weder eine Zukunft noch Hoffnung gab. Er hatte alles verloren,

nicht nur seine Heimat und unzählige Freunde ... Jetzt hatte er nicht einmal mehr einen Glauben, der ihm Halt und Trost in düsteren Zeiten spenden würde – Thale war verloren. Da ertönte in dem Traum wie aus weiter Ferne eine schwache, liebevolle Stimme und rief ihm zu: »Sei getreu und warte! In zehn Sommern, wenn To und Yu sich verdunkeln, wird einer das Licht der Welt erblicken, der das Mal der Monde tragen und die unschuldigen Menschenleben rächen wird ... unschuldigen Menschenleben rächen wird ... rächen wird ... wird ... wird ...« Der Ruf wurde immer schwächer und verhallte in der Dunkelheit, doch die wenigen Worte gaben dem Träumer neuen Mut. Wo ein Ende war, würde es auch wieder einen Anfang geben. In zehn Sommern ... Die Menschen mussten es erfahren, mussten wissen, dass es Hoffnung gab. In zehn Sommern ... Anthork lächelte und glitt in einen tiefen, traumlosen Schlaf ...

»Was haben sie mit uns vor?« Ängstlich klammerte sich Maite an ihre große Schwester, während sie inmitten einer Gruppe Gefangener aus dem Lager in die Festungsstadt geführt wurden.

»Ich weiß es nicht.« Paira drückte Maite tröstend an sich. Auch sie hatte große Furcht. Die Art, in der Okowan sich ausgedrückt hatte, verhiess nichts Gutes, und obwohl sie erleichtert war, dem schändlichen und erniedrigenden Dasein im *Haus der Sinne* entgangen zu sein, spürte sie, dass das Schicksal ihr eine ähnlich schreckliche Zukunft zgedacht hatte. Ihr, Maite und all den anderen, die den Cha-Gurrlinen schweigend und demütig wie eine Herde Schlachtvieh hinter die großen Mauern folgten.

Wie eine Herde Schlachtvieh ... Paira war überrascht, wie passend der Vergleich war. Die Art und Weise, wie die Gefangenen zwischen den schwarzen Kriegern dahintrotteten, ähnelte tatsächlich in unheilvoller Weise dem Anblick der verängstigten Ziegen, Schafe und Rinder, welche die Bauern Thales zweimal im Jahr nach Nimrod trieben, um sie vor den Toren der Stadt auf einem großen Viehmarkt zu verkaufen. Und wie die Viehtreiber, die die ausgebrochenen Tiere mit Peitschen- und Stockhieben in die Herde zurückscheuchten, schlugen auch die Cha-Gurrlin gnadenlos auf alle ein, die zu langsam waren oder versuchten, dem Tross zu entkommen.

Paira hob den Blick und schaute sich um. Die Gruppe bestand fast ausschließlich aus Müttern, die ein oder zwei verängstigte Kinder auf dem Arm trugen oder an den Händen hielten. Viele der kleineren Kinder weinten und klammerten sich Hilfe suchend an die Frauen, während sich die größeren stumm mit angstgeweiteten Augen umsahen und nicht von der Seite ihrer Mütter wichen. Nirgends konnte Paira einen Krieger entdecken, und es befanden sich auch keine Alten in der Gruppe.

Auserwählt! Unvermittelt gewann das Wort, das Okowan gebraucht hatte, an Bedeutung, und die dumpfe Vorahnung, dass etwas Schreckliches mit ihnen geschehen würde, schnürte Paira die Kehle zu.

»Was ist mit dir?« Maite bemerkte, wie Pairas Körper sich versteifte, und sah ihre Schwester besorgt an.

»Es geht schon wieder«, log Paira und zwang sich zu einem gelassenen Tonfall. »Ich bin nur müde.« Liebevoll strich sie Maite über das Haar.

Ich muss jetzt stark sein, ermahnte sie sich. Maite hat schon so viel Schreckliches gesehen und furchtbare Angst. Mutter und Bevan sind tot. Ich bin alles, was sie noch hat. *Versprich mir, dass du nicht von ihrer Seite weichen wirst*, hörte sie die Mutter in Gedanken sagen. *Was auch geschieht, ihr bleibt zusammen! Versprich es mir, im Namen der Göttin!*

»Ich verspreche es!«, murmelte Paira noch einmal und straffte sich.

»Wie?« Maite hatte die Worte gehört und schaute sie jetzt verwundert an.

»Nichts.« Paira zwang sich zu einem Lächeln. »Ich habe nur laut gedacht.«

In diesem Augenblick wurden sie durch das gähnende Loch in der Festungsmauer getrieben, wo sich zuvor das große zweiflügelige Tor Nimrods befunden hatte. Dahinter mischten sich die verkohlten Holzbalken mit den Gesteinstrümmern, welche die Steinschleudern aus der Festungsmauer gesprengt hatten, und den Überresten der zerstörten Häuser; die Trümmer bedeckten den Boden, so weit das Auge reichte. Viele Gebäude waren bis auf die Grundmauern niedergebrannt und ein durchdringender Geruch nach Asche und schwelendem Holz hing bleiern in der windstillen Luft. Doch die Zerstörung war nicht der schlimmste Anblick, der sich den Gefangenen offenbarte. Viel entsetzlicher waren die unzähligen, oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten Leichen, die sich auf und unter den Trümmern befanden und deren Blut schon jetzt Tausende schwarzer Fliegen anzog. Die leblosen Körper der Elfen und Menschen lagen wie zerbrochene, achtlos fortgeworfene Puppen herum, die Augen blicklos geöffnet und in Todesfurcht erstarrt.

Maite nahm der grausige Anblick so gefangen, dass sie nicht ansprechbar war. Unfähig, den Blick abzuwenden, starrte sie erschüttert auf die unzähligen Leichen und wehrte sich heftig gegen Paira, welche die Augen ihrer Schwester mit der Hand zu beschirmen versuchte, um ihre junge Seele vor weiterem Schaden zu bewahren. Unversehens trat Maite mit dem Fuß auf das Bein eines toten Elfen, dessen Oberkörper fast gänzlich unter schweren Gesteinsbrocken begraben war, worauf sich eine Wolke aus Fliegen summend über dem blutverschmierten Leichnam erhob. Das kleine Mädchen stieß einen entsetzten Schrei aus und barg das Gesicht in Pairas Gewand, doch es gab keine Möglichkeit, dem Grauen zu entkommen. Die Cha-

Gurrlin trieben sie unbarmherzig über die Toten und Verwundeten hinweg, und mehrmals gelang es Paira nur mit enormer Willensanstrengung, die aufkommende Übelkeit zu unterdrücken.

Jetzt, da es hell war, enthüllte die Sonne schonungslos, was die Dunkelheit auf dem Weg in das Gefangenenlager gnädig vor ihren Augen verborgen hatte. Der Anblick war mehr, als ein Mensch zu ertragen vermochte, und dennoch zog das stumme Grauen Pairas Blicke fast magisch an. Immer wieder starrte sie auf abgetrennte Gliedmaßen und grässlich entstellte Körper und atmete den Geruch des Todes ein, der sich wie ein Leichentuch über Nimrod gebreitet hatte.

Trümmer, Tod und Blut – überall Blut. Das Maß an Grauen, das sie zu ertragen vermochte, war längst überschritten, und Paira spürte, wie sich ihre empfindsame Seele immer weiter zurückzog, um nicht an der Abscheulichkeit des Anblicks zu zerbrechen. Ohne die furchtbaren Bilder im Einzelnen in sich aufzunehmen, ließ sie den Blick über den Boden schweifen, stieg über Tote und Trümmer hinweg und achtete nur darauf, dass Maite und sie nicht stürzten.

Plötzlich brach die Frau vor ihr aus der Reihe aus und kniete unter Tränen neben einem Toten nieder, den sie offenbar gekannt hatte. Ungeachtet der blutgetränkten Kleidung umfing sie ihn klagend und küsste das zerstörte Gesicht des Mannes, doch für Trauer blieb keine Zeit. Schon war ein Cha-Gurrlin heran und riss sie brutal in die Höhe. Der Kraft des Kriegers hatte die zierliche Frau nichts entgegenzusetzen; dennoch wehrte sie sich nach Leibeskräften und schlug wie von Sinnen mit Händen und Füßen auf den Krieger ein. Dabei kreischte sie wie eine Furie und gebärdete sich wie wild.

Im Stillen bewunderte Paira sie für den Mut, der sie, wenngleich aus Verzweiflung geboren, zu einem solchen Angriff befähigte; aber sie wusste auch, wie aussichtslos das Gebaren der Frau war. Noch während die Nachfolgenden Paira an der Frau und dem Krieger vorbeischoßen, sah sie, wie der Cha-Gurrlin sein Kurzschwert zog. Dann entschwanden die beiden ihren Blicken und blieben hinter ihr zurück. Fünfzehn Schritte lang begleitete das wütende Kreischen der Frau Paira noch auf ihrem Weg, dann ging es in einen gurgelnden Laut über und erstarb.

»Sieh nicht hin!« Energisch zwang Paira ihre Schwester, den Blick nach vorn zu richten. »Ihr kann niemand mehr helfen.«

Maite antwortete nicht, machte aber auch keinen Versuch mehr, sich umzudrehen.

Der Gedanke, dass ihre Schwester erst sechs Sommer gesehen hatte, brach Paira fast das Herz, und sie fragte sich verbittert, warum die Gütige Göttin zuließ, dass unschuldigen Kin-

dern ein solches Leid widerfuhr. Und nicht nur den Kindern. So viele Menschen in dem Lager vor den Festungsmauern hatten gebetet und die Göttin in ihrer Verzweiflung um Hilfe angefleht, ohne eine Antwort zu erhalten. Es schien, als wäre die Göttin nicht mehr bei ihnen, als wäre sie selbst vor den schwarzen Horden der Finsternis geflohen und hätte ihr Volk dem grausamen Schicksal überlassen.

»Darrari!« Ein harter, schmerzhafter Stockhieb traf Pairas Rücken, während ein ebergesichtiger Cha-Gurrin sie zur Eile antrieb. »Darrari!« Unbarmherzig prallte der Stock ein weiteres Mal auf ihre Rippen. Paira zuckte gepeinigt zusammen, sagte jedoch nichts. Sie war so in Gedanken versunken gewesen, dass sie gar nicht bemerkt hatte, dass sie den Anschluss an die Gruppe verloren hatte. Um ihre Schwester vor den Hieben des Kriegers zu schützen, umfasste sie diese fester und zog sie mit sich, während sie eilig einen Weg entlang der von Trümmern und Toten übersäten Straße suchte, um zu den anderen Gefangenen aufzuschließen.

Die Cha-Gurrlin trieben die Menschen durch die Gassen der Festungsstadt hinauf zu dem inneren Verteidigungsring, der sowohl den Sitz des Druidenrates als auch den heiligen Tempel der Gütigen Göttin vor Angriffen hätte schützen sollen. Vor den Toren der inneren Festung befand sich ein großer freier Platz, auf dem die festlichen Zeremonien und die Markttagge stattgefunden hatten. Nur wenige Sonnenläufe zuvor hatte Paira ihrer Mutter hier beim Verkauf von Kohl und anderem Gemüse geholfen. Es war ein Platz, mit dem Paira nur schöne Erinnerungen verband. Doch jetzt war davon nichts mehr zu erkennen, denn hier war der Kampf mit besonderer Härte ausgefochten worden. Am Fuß der Mauer der inneren Festung türmten sich die Leichen der Verteidiger mehr als zwei Längen hoch, und der Platz selbst war über und über mit Toten bedeckt. In der Mitte sah Paira ein Dutzend Cha-Gurrlinen-Krieger, die aus den Balken der zerstörten Häuser eine Art Podest zimmerten, während andere in einiger Entfernung dabei waren, die leblosen Körper der Gefallenen über dem Kadaver eines getöteten Riesenalps aufzuschichten, um einen Scheiterhaufen zu errichten. Aus einem ähnlichen Haufen am anderen Ende des Platzes stieg bereits eine schwarze Rauchwolke auf. Ein leichter Luftzug trug Paira den beißenden, Übelkeit erregenden Geruch nach verbranntem Fleisch zu, und sie hielt sich rasch den Ärmel ihres Gewands vor den Mund, um dem abscheulichen Gestank zu entgehen.

»Was ist das?« Maite hustete und würgte.

»Sie verbrennen die Toten«, erklärte Paira, ohne den Arm vom Mund zu nehmen, und bedeutete Maite, es ihr gleichzutun. Dann hatten sie den Platz endlich überquert und wurden durch das Tor der inneren Festung auf ein großes, weiß gekalktes Gebäude mit dicken Mauern zugeführt – den Kerker von Nimrod!

»Sind es genug?« Okowan stand an einem der hohen, mosaikverzierten Fenster und blickte auf den Strom der Gefangenen hinab, die soeben in den Kerker geführt wurden.

Nachdem Asco-Bahrran die Auswahl geeigneter Gefangener beendet und sie das Lager auf der Ebene gemeinsam verlassen hatten, hatten sie sich unverzüglich auf den Weg in die innere Festung begeben, um die verlassenen Gemächer der Ratsmitglieder zu begutachten. Angesichts der hochrangigen Stellung, die ihnen seitens des finsternen Herrschers in Aussicht gestellt worden war, galt es, sich möglichst schnell die besten Räumlichkeiten, die schönsten Einrichtungsgegenstände und Wertsachen zu sichern, bevor andere sie für sich beanspruchten. »Es kommen noch ungefähr dreißig Elfenkrieger und ein paar Priesterinnen hinzu«, meinte Asco-Bahrran. »Die Mischung aus Furcht, Stolz und Entsetzen entspricht genau den Wünschen des Erhabenen. Ich bin sicher, er wird mit dem Ergebnis hochzufrieden sein.«

»Das will ich auch hoffen!« Okowan rieb sich nachdenklich über das fleischige Kinn. »Wenn du mich fragst, ist dieser Dämonenfürst unberechenbar. Er wird uns nur so lange mit Wohlwollen bedenken, wie wir ihm nutzen. Ein Fehler, eine unbedachte Äußerung, die seinen Zorn erregt, und ...« Er machte ein schneidendes Geräusch und fuhr sich mit dem Zeigefinger über die Kehle.

»Aber, aber.« Asco-Bahrran schüttelte belustigt den Kopf. »Wer wird sich denn solchen Gedanken hingeben?« Er trat vor seinen Freund und legte ihm die Hände auf die Schultern. »Heute Abend«, erklärte er bedeutungsvoll, »werden alle noch lebenden Druiden des Rates in einer öffentlichen Zeremonie inmitten des Gefangenenlagers hingerichtet werden. Danach gibt es niemanden mehr, der den Menschen etwas befehlen könnte. Thale ist so gut wie enthauptet und gesetzlos. Von den Herrschenden wird niemand mehr am Leben sein.« Er machte eine bedeutungsschwere Pause. »Das ist unsere Schicksalsstunde. Sobald der letzte Druiden hingerichtet worden ist, werde ich uns beide zu den neuen Herrschern von Nimrod ausrufen: Okowan – der Sequestor, der oberste Gerichtsherr und Statthalter von Nimrod! Und Asco-Bahrran, seines Zeichens Meistermagier und Statthalter von Nimrod.« Er lächelte zufrieden. »Thale wird uns zu Füßen liegen und sobald An-Rukhbar in seine Dimension zurückgekehrt ist, haben wir freie Hand.«

»... solange wir seinen Befehlen folgen«, gab Okowan zu bedenken.

»Seinen Befehlen. Pah, was ist das schon?« Asco-Bahrran wischte den Einwand mit einer lässigen Handbewegung beiseite. »Oder hast du etwa Schwierigkeiten damit, dieses stinkende Bauernpack An-Rukhbar auszuliefern?«

»Mit so etwas hatte ich noch nie Schwierigkeiten.« Okowan grinste breit. »Besonders nicht, wenn dabei ein paar hübsche und unverbrauchte Mädchen für mich abfallen.«

»Abfallen?« Asco-Bahrran zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe. »Ich höre wohl nicht recht. Seit wann bist du denn so bescheiden? Du bist jetzt nicht mehr nur der Sohn eines Freudenhausbesitzers, du bist der Statthalter von Nimrod. Du fragst nicht, du befiehlst. Du bittest nicht, du verlangst. Das Volk ist dir untertan, und du nimmst, was dir gefällt.«

»Klingt nicht übel.« Okowan nickte und fuhr sich mit der Zunge über die wulstigen Lippen.

»Ist es auch nicht!« Asco-Bahrran legte dem Freund in einer kameradschaftlichen Geste die Hand auf die Schulter. »Wir beide sind die großen Gewinner dieser Schlacht«, erklärte er feierlich, »und bei den Toren, das werde ich mir nicht nehmen lassen.«

In diesem Augenblick ertönte draußen auf dem Gang ein Poltern und in der geöffneten Tür erschien die grobschlächtige und völlig verdreckte Gestalt eines Cha-Gurrilins.

»*Feuerrrrgwrupeee feuittig sejen!*«, stieß er in einem kaum verständlichen Kauderwelsch hervor und deutete eine unbeholfene Verbeugung an.

»Wir kommen!« Asco-Bahrran entließ ihn mit einem Handzeichen und wandte sich wieder an Okowan. »Diese Cha-Gurriline mögen abstoßend und widerwärtig sein, aber man kann ihnen nicht nachsagen, dass sie faul wären. Ich hätte nicht gedacht, dass sie die Grube für den Thron so schnell ausheben. Wenn es so zügig weitergeht, kann ich schon morgen mit der Anfertigung beginnen.« Er machte ein paar Schritte auf die Tür zu, drehte sich dann aber noch einmal um. »Wie steht es?«, fragte er gut gelaunt. »Ich muss zur Grube, um den Cha-Gurrilinen neue Anweisungen zu geben. Willst du mich begleiten?«

»Nein, ich bleibe lieber hier und schaue mich ein wenig in meinen neuen Gemächern um.« Okowan winkte dankend ab. Die Cha-Gurriline waren ihm nicht geheuer, und er war froh, wenn er sich nicht in der Nähe der ebergesichtigen Krieger aufhalten musste. Seit er am Morgen gesehen hatte, wie sie einen Gefangenen getötet hatten, um ihn zu verspeisen, fürchtete er sich insgeheim vor den stinkenden, abstoßend borstigen Kreaturen. Er konnte nur hoffen, dass diese abscheulichen Geschöpfe bald wieder aus Thale verschwanden.

»Gut, dann treffen wir uns bei Sonnenuntergang auf dem Platz vor der inneren Festung«, sagte Asco-Bahrran und fügte im Hinausgehen hinzu: »Die Hinrichtung der Druiden willst du dir doch sicher nicht entgehen lassen.«

Rasch senkte sich der Abend über die kleine Lichtung am großen Gießbach und die Nacht kehrte ein. Dunkelheit hüllte die gewaltigen Rauchsäulen der Scheiterhaufen, auf denen die siegreichen Cha-Gurrinen-Krieger die Toten verbrannten, in samtene Schwärze, und nur der rote Feuerschein über der zerstörten Stadt erinnerte noch an das grausige Geschehen in der Ebene.

Mit vorgetäushtem Unmut beobachtete Shari, wie Naemy und Glamouren die letzten Vorbereitungen trafen, um durch die Zwischenwelt nach Nimrod zu reisen und die gefangenen Elfen zu befreien. Sie wusste, dass Naemy ein feines Gespür dafür besaß, was in ihr vorging, und achtete sorgfältig darauf, sich unauffällig zu verhalten. Schon ein unbedachter Gedanke konnte dazu führen, dass ihre Schwester den sorgfältig gehüteten Anschein von Misshandlung und Trotz durchschaute.

In Wirklichkeit wartete Shari sehnsüchtig darauf, dass Naemy und Glamouren endlich verschwanden. Die Abwesenheit der beiden würde ausreichen, um ihr einen sicheren Vorsprung zu verschaffen und endlich das zu tun, was sie schon längst hätte unternehmen sollen. Ihr Volk warnen!

Seit sie um das schreckliche Schicksal wusste, das ihren Brüdern und Schwestern bevorstand, brannte in ihr ein leidenschaftliches Feuer, das weder durch Naemys erklärende Worte noch durch die fortwährenden Appelle, vernünftig zu sein, an Kraft verloren hatte. Sie hätte schon vor vielen Sonnenläufen nach Numark gehen müssen, um den König zu warnen. Doch Naemy hatte sie nie lange genug aus den Augen gelassen, als dass sie dieses Vorhaben in die Tat hätte umsetzen können. Der Weg nach Numark war weit, und im Gegensatz zu ihrer älteren Schwester war Shari weder der Gedankensprache noch zu einer Reise durch die Zwischenwelt fähig.

In ohnmächtiger Wut über das eigene Unvermögen hatte sie sich zähneknirschend den Regeln unterworfen, die Naemy für die kleine Gruppe aufgestellt hatte, und bislang keinen Versuch unternommen, ihr wertvolles Wissen zum Wohl des Elfenvolks zu verwenden. Doch damit war jetzt Schluss!

Shari ballte die Fäuste. Das tausendfache Sterben und die verlorene Schlacht im Bewusstsein mit ansehen zu müssen, dass sie es hätte verhindern können, war mehr, als ihre junge Seele zu ertragen vermochte. Sie fühlte sich schuldig und schmutzig, und das Bedürfnis, diesen schrecklichen Fehler irgendwie wieder gutzumachen, ließ ihr keine Ruhe.

Deshalb erschien es ihr wie ein Wink des Schicksals, dass Naemy und Glamouren ausgerechnet jetzt aufbrachen, um die gefangenen Elfen aus Nimrod zu befreien, und sie fieberte dem Moment entgegen, da sie endlich allein war. Um Fedeon machte sie sich keine Gedanken. Der junge Skalde war in der Jagdhütte tief und fest eingeschlafen und würde sie bei ihrem Vorhaben nicht stören.

Verstohlen warf sie einen Blick auf Bronadui, der hinter der Hütte am Waldrand graste und dem Treiben auf der Lichtung keine Beachtung schenkte. Der Hengst war jung, ausgeruht und kräftig. Auf seinem Rücken würde es ihr mühelos gelingen, die Sümpfe von Numark innerhalb weniger Sonnenläufe zu erreichen. Die Zeit war knapp, aber Shari war fest davon überzeugt, noch vor den Cha-Gurrinen-Kriegern in der Heimat der Elfen anzukommen.

»Wir sind so weit!« Naemy kam auf sie zu, legte ihr die Hand auf die Schulter und blickte sie ernst an. »Du weißt, was du mir versprochen hast«, sagte sie mit einem mahnenden Unterton in der Stimme und fügte hinzu: »Pass gut auf dich auf.«

»Wie lange werdet ihr fort sein?«, fragte Shari, ohne noch einmal auf das gegebene Versprechen einzugehen.

»Ich kann es dir nicht sagen.« Naemy schüttelte den Kopf und schaute nach Westen, wo die letzten hellgrauen Streifen des Sonnenlichts langsam verblassten. »Wenn alles gut geht, sind wir bis Sonnenaufgang zurück. Wenn nicht ...« Plötzlich wurde ihre Stimme ernst und eine düstere Vorahnung schwang darin mit. »Du musst mir etwas versprechen, Shari«, sagte sie leise.

»Noch etwas?« Shari gab sich betont trotzig, um sich die quälende Unruhe nicht anmerken zu lassen. »Reicht es nicht, dass ich dir versprochen habe, brav zu sein und auf Fedeon aufzupassen?«

»Nicht ganz.« Ein dünnes Lächeln huschte über Naemys Gesicht. »Es ist nur, falls ... wir nicht zurückkommen«, erklärte sie. »Dann ...«

»... stoße ich zuerst Fedeon und anschließend mir selbst das Schwert ins Herz!«, fiel ihr Shari spöttisch ins Wort und wiederholte in übertriebener Ausdrucksweise, was Naemy ihr die ganze Zeit über zu erklären versucht hatte. »Der Lauf des Schicksals darf nicht verändert werden!«

»Bitte, Shari!« Naemy nahm die Hand von der Schulter ihrer Schwester und blickte sie betroffen an. »Dies ist wahrlich nicht der rechte Augenblick für Scherze.« Sie seufzte tief und sagte noch einmal: »Wenn wir bis zum Morgengrauen nicht zurückgekehrt sind, musst du mit Fedeon fortgehen. Sucht euch ein einsames Tal am Fuße des Ylmazur-Gebirges, wo ihr ...«

»Oh, ich verstehe! Nicht der Tod, die Einsamkeit ist es, die du für mich auserkoren hast!«, stieß Shari höhnisch hervor. »Welch ein Leben. Die ersten fünfzig Sommer werde ich Fedeon beim Altern und Sterben beobachten, und dann ...«

»Shari, bitte!«

»... werde ich noch mindestens sechshundert einsame Sommer in tiefer Meditation verbringen.« Sie lachte bitter. »Da stoße ich mir doch lieber gleich einen Dolch ins Herz.«

»Shari!« Eine tiefe Traurigkeit schwang in Naemys Worten mit. »Ich weiß, dass du verbittert bist, und verstehe auch, dass du nicht anders kannst. Doch solltest du zumindest versuchen, dich nicht wie ein Kind aufzuführen.«

Shari verschränkte die Arme vor der Brust »Aber ich bin noch ein Kind!«

»Du bist meine Schwester«, sagte Naemy nachdrücklich. »Ich könnte es nicht ertragen, dich ...«

»Die Nacht kommt mit schnellen Schritten, Naemy!«, rief Glamouren in diesem Augenblick vom Pentagramm her. »Wenn wir uns nicht beeilen, verpassen wir den richtigen Moment.«

»Ich komme!«, antwortete Naemy und wandte sich ein letztes Mal an ihre Schwester. »Ich vertraue dir, *muinthe*«, sagte sie sanft. »Es schmerzt mich, dass du dein Herz vor mir verschließt, doch ich bin sicher, eines Tages wirst auch du verstehen.« Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging auf Glamouren zu, der sie am Pentagramm erwartete.

Shari blickte ihr stumm hinterher. Sie wusste, dass sie jetzt etwas sagen, dass sie Naemy Glück und Erfolg wünschen sollte; doch die Worte der Zuneigung, die sich in ihren Gedanken formten, erreichten die Lippen nicht. Zu tief war der Kummer, zu ohnmächtig die Wut über die aufgezwungene Untätigkeit und zu schmerzhaft der Gedanke, eine Mitschuld am Tod Hunderter Elfen zu tragen, weil die Schwester sie zurückgehalten hatte. In trotzigem Schweigen beobachtete sie, wie Naemy und Glamouren das Pentagramm betraten und ihre Gestalten langsam verblassten.

Wenige Herzschläge später war sie bereits auf dem Weg zur Hütte, wo sie einen Langbogen, ein Kurzschwert und etwas Proviant im Schutz eines immergrünen Busches versteckt hatte. Auch eine warme Decke für die Nacht und eine Wasserflasche hatte sie seit dem Morgen unauffällig dorthin geschafft. Mit wenigen Handgriffen zog sie die Sachen aus dem Versteck und ging, nachdem sie sich mit einem kurzen Blick in die Hütte vergewissert hatte, dass Fedeon noch schlief, zu Bronadui.

Der Falbe schnaubte unwillig, als sie den Strick ergriff, der ihm als Halfter diente, doch er folgte ihr gehorsam zu einem kleinen Baum, an dem sie ihn festband. Der Blick der großen dunklen Pferdeaugen folgte ihr bei jeder Bewegung, und Shari konnte sich des Gefühls nicht

erwehren, dass er sie misstrauisch beobachtete, während sie die Ausrüstung in einem Rucksack verstaute, Köcher und Bogen schulterte und die Decke oben auf den Rucksack band.

Sei nicht so ängstlich, schalt sie sich in Gedanken. Er ist bloß ein Pferd. Bestimmt ist es nur das schlechte Gewissen, mein gegebenes Versprechen zu brechen, das mich so ängstlich macht. Energisch schob sie alle beunruhigenden Gedanken beiseite, schulterte den Rucksack und schwang sich auf den Rücken des Pferdes.

»Lauf, Bronadui«, sagte sie leise. »Auf in die Sümpfe von Numark.«

Tiefes Schweigen, das nur gelegentlich von leisem Stöhnen und unterdrückten Schmerzenslauten durchbrochen wurde, herrschte in dem engen Verlies, in welchem die Mitglieder des Druidenrates von Nimrod seit dem Fall der Festungsstadt in feuchtmodriger Luft und immerwährender Dunkelheit eines ungewissen Schicksals harreten.

Drei der Ratsmitglieder waren bei dem Angriff ums Leben gekommen, unter ihnen Jeroen, der älteste Druiden, und Sheridan, einer der engsten Vertrauten des obersten Druiden. Die Überlebenden ahnten, dass auch ihre Sonnenläufe gezählt waren. Die Cha-Gurrlinen-Krieger hatten sie wie Abschaum in den Kerker geworfen, ohne ihnen Wasser und Nahrung zu geben. Zwei von ihnen waren zudem misshandelt und gefoltert worden, einer davon so schwer, dass Anthork bezweifelte, dass er die Nacht überleben würde.

Das Stöhnen und Wimmern des Sterbenden, dessen Kopf in Artairs Schoß ruhte, wurde immer schwächer und die hechelnden Atemzüge ließen darauf schließen, dass er die Qual bald überstanden hatte. Sie konnten nichts für ihn tun. In der Dunkelheit des Kerkers war es ihnen unmöglich, die klaffenden Wunden zu versorgen, welche die Folter in den Körper des Druiden gerissen hatte, und auch die Mittel der Magie blieben ihnen versagt. Das Verlies war mit einem mächtigen dunklen Zauber belegt, der jeden Versuch, weiße Magie zu wirken, im Keim erstickte. So blieb ihnen nichts weiter übrig, als dem Sterbenden die Hand zu halten und ihm Trost zu spenden, während das Herz mit jedem Schlag mehr kostbaren Lebenssaft auf das blutgetränkte Stroh vergoss.

»Er stirbt.« Artairs Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

»Ich weiß«, erwiderte Anthork erschüttert. Niemand hatte einen solch qualvollen und langsamen Tod verdient, dürstend und von unerträglichen Schmerzen gepeinigt. Das Elend des Freundes mit ansehen zu müssen, ohne helfen zu können, machte dem obersten Druiden mehr zu schaffen, als er zugeben wollte, und er kämpfte darum, die Fassung zu wahren. »Es ist gut so. Er hat wahrlich genug gelitten.«

Das Stöhnen verstummte nach einem tiefen, fast erleichterten Seufzer, mit dem auch die letzte Luft aus den Lungen des Druiden wich. Der Körper erbebt kurz, dann war es still.

»Er hat nun hinter sich, was uns noch bevorsteht«, sagte jemand aus der Dunkelheit, und in der Stimme schwang ein wenig Neid mit. »Nicht mehr lange, und wir werden ihn wiedersehen.«

»Glaubst du wirklich, dass sie uns hinrichten werden?«, fragte ein anderer.

»Schon möglich«, kam die Antwort aus der Dunkelheit. »Sie können uns nicht am Leben lassen. Wir sind für sie viel zu gefährlich. Aber vielleicht haben wir ja Glück, und sie lassen uns hier nur elendig verhungern und verdursten.«

»Warum lässt die Göttin das zu? Warum hat sie nicht eingegriffen? Wie konnte sie ihr Land nur so im Stich lassen? Warum ...?«

»Die Gütige Göttin hat uns nicht im Stich gelassen«, sagte Anthork bestimmt.

»Wie kannst du das wissen?« Selbst Artair, der bisher geschwiegen hatte, schien davon überzeugt, dass sich die Gütige Göttin von ihnen abgewendet hatte.

»Ich habe es gesehen!« Anthorks Stimme schwankte nicht.

»Gesehen?«, fragten die anderen fast gleichzeitig.

»Ja, *gesehen*.« Aus Furcht, der finstere Herrscher könnte etwas von den Visionen erfahren, hatte Anthork lange überlegt, ob er die anderen in die Visionen einweihen sollte, doch angesichts der ungerechten Vorwürfe sah er sich gezwungen, die Ehre der Gütigen Göttin zu wahren. »Die Göttin schickte mir zwei Visionen«, erklärte er mit fester Stimme. »Die erste erreichte mich, nachdem wir den Brand hinter der Mauer gelöscht hatten, und die zweite«, er machte eine bedeutungsvolle Pause, »hier im Kerker.«

»Du hast im Schlaf geschrien!«, warf Artair ein.

»Ja, das habe ich wohl.« Anthork nickte, auch wenn die anderen es nicht sehen konnten. »Der Traum war schrecklich. Ich sah, wie die Göttin dem finsternen Herrscher als Zeichen ihrer Unterwerfung den Stab der Weisheit aushändigte. Es hatte den Anschein, als schliesse sie damit einen Handel ab, um Thale vor Finsternis und Unterdrückung zu bewahren. Doch sie wurde getäuscht. Man nahm sie gefangen und verbannte sie an einen fernen Ort, an dem wir sie nicht erreichen können.«

»Dann ist alles verloren!« Tiefe Mutlosigkeit schwang in Artairs Worten mit. »Wenn die Göttin ...«

»Du irrst, Artair«, fiel Anthork dem Druiden in Wort. »Die Vision war grauenhaft und düster, doch sie trug auch einen Funken Hoffnung in sich. Hörst, was mir zugetragen wurde ...«

»In zehn Sommern?« Artair hatte den Worten des obersten Druiden atemlos gelauscht und wiederholte die Worte, als könnte er nicht recht glauben, was er vernommen hatte. »Selbst wenn der Erwählte dann geboren wird, kann es noch ein halbes Menschenleben dauern, bis Thale wieder frei sein wird. Das ist eine lange Zeit, in der viel geschehen kann.«

»Dennoch sind die Worte dazu angetan, den Menschen Hoffnung zu geben«, hielt Anthork dagegen.

»Das ist richtig, aber wie willst du das machen?«, fragte Artair. »Wir sitzen hier gefangen, und ich bin mir ziemlich sicher, dass niemand von uns noch einmal die Gelegenheit bekommt, das Wort an das Volk von Thale zu richten.« Er verstummte und horchte. Draußen auf dem Gang waren schwere Schritte zu hören, die sich rasch näherten. »Sie kommen, uns zu holen«, sagte er mutlos. »Wie es aussieht, wird die Botschaft der Hoffnung mit uns sterben.«